

Erfahrungsbericht Montreal 2016

Im Skypegespräch fragte mein Vater mich, wie ich denn zu der Entscheidung stünde, mein Innere-Tertial in Kanada zu absolvieren. Damals war ich schon so etwa 10 Wochen in Montreal gewesen. Mir fiel die Antwort nicht leicht. Jetzt kann ich versuchen, auseinander zu klamüsern, warum ich nicht unbedingt allen dazu raten würde, nach Montreal zu fahren - obwohl es unbestreitbar die beste Entscheidung war, es zu tun.

Nach Montreal zu kommen war überraschend einfach. Frau Lacroix und Frau Heller trugen mich über alle Hürden, stellten sicher, dass alle Unterlagen vollständig waren und vereinfachten die Kommunikation mit Kanada ungemein. Das medizinische Gutachten zur Einreise war routiniert. Ein Termin war schnell gemacht und schnell erledigt. Als ich dann alle Unterlagen wie verlangt an die kanadische Botschaft in Paris schickte, erhielt ich fast postwendend die Einreiseerlaubnis. Nur meine Visumsfragen konnte ich nicht im Vorhinein klären.

Erst der nette Grenzbeamte in Kanada erklärte dann zackig, dass ich ein Visum für 6 Monate bekam und so oft ein- und ausreisen dürfte, wie ich wolle, Hauptsache, ich habe die ausgedruckte E-Mail der Botschaft und alle anderen benötigten Unterlagen stets bei mir.

Eine Wohnung hatte ich über Freundinnen von Freundinnen gefunden, schnell und unkompliziert. Die Mieten in Montreal sind fast auf Berliner Niveau. Wichtig ist, an einer Metrostation zu wohnen. Busse sind in den aller meisten Fällen unpraktisch. Wenn ich nach vier Monaten in Montreal nochmal eine Bleibe suchen müsste, ich würde in die Nähe von Jean Talon ziehen. Mit kijiji.ca wäre die Wohnungssuche auch ohne Bekannte ziemlich leicht gewesen. Dort findet man auch alles andere wichtige wie Wohnungen, Fahrräder und Tandempartnerinnen. Die kanadische Craigslist.

PJ-Platz, Visum, Wohnung, der Ausreise stand nichts im Wege.

Bevor ich ins Flugzeug stieg, hätte ich mich nochmal ganz genau fragen sollen, warum ich Berlin verlassen will. Hätte ich ehrlich geantwortet, die Antwort wäre wohl die folgende gewesen: ein anderes Gesundheitssystem kennenlernen, andere Problemlösungsstrategien, aber vor allem auch ein anderes Land sehen. Letzteres ist leider zu kurz gekommen.

In Montreal habe ich mein Innere Tertial absolviert. Endokrinologie, Nephrologie und Hämato-Onko, das hatte ich mir vorher ausgesucht.

Eine kurze Einführung ins System: Studentinnen, Assistenzärztinnen (die eigentlich auch noch studieren) und Fachärztinnen machen alle die gleiche Arbeit. Jede sieht die Patientin, jede schreibt einen Eintrag in die Patientenakte. Dieser Eintrag wird von Hand geschrieben und sieht immer sehr ähnlich aus: Grund der Einweisung, Nebenerkrankungen, Medikamente, Allergien, Alkohol und Drogen, Anamnese, Untersuchungsbefund, Labor. Dann werden alle Probleme der Patientin zusammengefasst und schließlich ein Vorgehen festgelegt. Jeder Schritt wird von der Studierenden durchgeführt, von der Assistenzärztin kontrolliert und von der Fachärztin abgenickt. Wenn ein Problem außerhalb des eigenen Fachgebietes erkannt wird, wird eine Spezialistin hinzugerufen.

Endlich wurde ich einmal dazu gezwungen, mich ganzheitlich mit der Patientin

auseinander zu setzen. Anfangs war ich damit schwer überfordert. Differentialdiagnosen zu bestimmen, dazu wurde ich im Studium schon schlecht vorbereitet, Behandlungsstrategien zu bestimmen, dass war ein Ding der Unmöglichkeit. Von Tag zu Tag wurde das aber leichter. Nach zwei Wochen fand ich mich in der Hormonsprechstunde für Schwangere wieder und sollte Diabetikerinnen zu einem neuen Spritzschema raten. Was mich überraschte: irgendwie bekam ich alles hin. Weil ich immer nur ein Problem zu lösen und die anderen zu delegieren hatte, war die Lernkurve recht steil. Besonders in der Nephrologie wurden die Vorschläge zum Ende der vier Wochen recht häufig unverändert von der Fachärztin übernommen. Zum ersten Mal in meiner Laufbahn hatte ich das Gefühl, Medizin sei kein Hexenwerk.

Was meiner Meinung nach an der Quebecer Ausbildung suboptimal ist, lag für mich bald auf der Hand. Wenn die zuständige Fachärztin keine Muße hat, zu unterrichten, dann wurde nicht unterrichtet. Wenn sie etwas anderes zu tun hatte, als die angefallenen Akten durchzusprechen, dann musste gewartet werden. An manchen Tagen verbrachte ich elf Stunden in der Klinik, davon fünf wartend.

Mit der Betreuung steht und fällt das PJ schon in Deutschland. Im Ausland (oder in meinem Fall: in Montreal) ist ein enger Kontakt mit den Verantwortlichen unabdinglich. In den Wochen, in denen ich keine wohlwollende Betreuerin hatte, wusste ich weder ein noch aus.

Nebenbei fiel mir alles schwer, weil mir die Abläufe fremd waren. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass eine Schwangere nur von einer Hausärztin betreut wird und nicht automatisch eine Gynäkologin sieht. Hätte meine Verantwortliche mich nicht aufgeklärt, die arme Frau wäre nicht gerade optimal versorgt worden.

Eine meiner Patientinnen ist in den Hungerstreik getreten, weil sie keinen echten Arzt zu Gesicht bekam. Ich konnte es ihr nicht verübeln. Nicht dass sie das wusste, aber da hatte ich glatt zwei Tage in Folge das LH bestimmt. Zugegebenermaßen mäßig sinnvoll. Ich wollte eigentlich auch wissen, wie hoch die LDH war. Trotzdem war ihre Essensverweigerung nicht sehr aufbauend und noch schwerer zu verkraften, als sich mein Stationsarzt überhaupt nicht dafür interessierte.

Zusammenfassend: Alle Pjlerinnen und Praktikantinnen die ich treffen durfte, hatten ihre Schwierigkeiten. Aber wie viel ich gelernt habe und wie zufrieden ich nach Hause ging, das hing so stark von der zuständigen Ärztin ab, dass eine generelle Aussage falsch sein muss. Ich habe viel Fachliches mitgenommen, viel Spaß gehabt, aber an manchen Tagen konnte ich nach der Arbeit nicht nach Hause gehen. Irgendetwas Gutes musste an diesen Tagen noch passieren.

Da traf es sich gut, dass Montreal so eine furchtbar nette Stadt ist. Alle Montrealerinnen, die schon mal in Berlin waren, verglichen die beiden Städte. Und auch, wenn für mich persönlich Berlin freier und noch ein bisschen bunter ist, haben sie in gewisser Weise recht: Das Essen und das Bier sind beide (für nordamerikanische Verhältnisse) günstig. Es gibt viele Bars und Cafés, viel Livemusik. Durch die vergleichsweise niedrigen Lebenshaltungskosten kommen viele Kunstschaaffende nach Montreal. Überall gibt es kleine und große Parks. Statt der Spree fließt da der St. Lawrence Strom. Auf der Straße wird nicht gestarrt, auch nicht, wenn man blaue Haare zum Taucheranzug trägt. Ich habe mich immer sicher gefühlt. Ein großer Teil des täglichen Lebens spielt sich innerhalb des Viertels ab, in dem man wohnt. Und der Wohnort sagt viel

darüber aus, wer man ist. Fixies sind ein Ding. Urban gardening auch. Solche Dinge. Um Montreal herum ist die Landschaft im besten Falle unaufregend. Plattes Land mit vielen Feldern, wie die nicht ganz so schönen Ecken Brandenburgs eben.

Und alles ist dabei noch ein bisschen überschaubarer als in Berlin. Und überall wird Sport gemacht. Die Beachvolleyball- und Kunstrasenplätze stehen zur freien Verfügung, die Schwimmbäder kosten keinen Eintritt.

Eine sehr dankbare Stadt.

Auch weil es so viel zu entdecken und probieren gibt:

Ich würde mich nicht noch einmal für Innere bewerben, sondern eher ein kleines Fach mit kürzeren Arbeitszeiten wählen. Derma, HNO, Auge, vielleicht Anästhesie.

Und wenn es doch zu den Internisten gehen soll, dann Fächer ohne schwere emotionale Belastung. Im Klartext: Hämato-Onko war unschön. Da konnte auch die beste Patronne nichts mehr herausreißen.

Intensivstation soll ein gutes Praktikum sein. Endo und Nephro waren super. Wem es nichts ausmacht sehr viel zu arbeiten, in den Unite d'enseignement bekommt man viel Lehre und sieht spannende Fälle.

Ich bin ungeheuer froh, dass ich mich dafür entschieden habe, mein Tertial nicht zu splitten. In den vier Wochen, die mir so vor der unabwendbaren Rückkehr blieben, konnte ich alles tun, wofür neben der Arbeit keine Zeit blieb. Das erste Wochenende habe ich für eine Touristentour durch Montreal genutzt. Dann bestieg ich einen Berg, dafür musste ich allerdings nach Upstate New York fahren. Der Weg hat sich gelohnt.

Der wirklich krönende Abschluss war aber der Ausflug in den Algonquin Park. 2000 km Kanustrecke. Ich weiß nicht, wie viele Gegenden es in Europa gibt, an denen man eine Woche unterwegs sein kann, ohne einem Menschen zu begegnen. Wahrscheinlich sind sie an einer Hand abzuzählen. Und es ist zu bezweifeln, ob es ein Gebiet gibt, dass dann auch noch so unfassbar schön ist wie die Seen von Algonquin. Ich könnte endlos schwelgen, darin, dass ich die größten Kaulquappen der Welt gesehen habe und jetzt weiß, wie Biber abtauchen. Sogar über die Mücken könnte ich ein oder zwei schwärmerische Worte verlieren.

Das das hier aber kein Reisebericht meiner Kanutour werden soll, bemühe ich mich lieber um einige abschließende Sätze.

Es war nicht immer leicht. Mit gleich viel Aufwand hätte ich in einem deutschsprachigen Tertial wohl fachlich ein Vielfaches gelernt. Aber Montreal hat mich dazu gezwungen, ein Vielfaches an Arbeit in mein Tertial zu investieren.